

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	18 (1942-1943)
Heft:	2
Artikel:	Auf Fliegerbeobachtungsposten : FHD in Schnee und Eis
Autor:	Marti, Heidi
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1066679

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUF FLIEGERBEOBACHTUNGS- POSTEN FHÖ IN SCHNEE UND EIS

von Postenchef Heidi Marti

Herbststürme fegen über das Land und jagen das braune Laub durch die Luft. Wir ziehen uns wärmer an von oben bis unten.

Eines Tages hängen aber nur noch vereinzelte vergessene Blätter an den Bäumen. Keine Stürme mehr, die uns den Staub ins Gesicht treiben. Nur noch Nebel, der alles, was Gestalt hat, verschlingt.

Wenn wir nachts auf den Posten kommen, können wir kaum drei Meter weit sehen. Der Nebel dringt durch die Kleider, man hat das Gefühl, am ganzen Körper naß zu sein. Das ist der November. Die Stimmung in der Mannschaft ist nicht mehr die gleiche wie noch vor ein paar Wochen. Alle sind niedergeschlagen. Dieser ewige Nebel will uns fast erdrücken. Mitte Dezember wird es allmählich besser. Im Kantonnement sitzen alle um den Ofen herum mit einer Handarbeit beschäftigt oder in ein Buch vertieft. Ein fiebhaftes Arbeiten hat eingesetzt. Alle suchen passende Weihnachtsgeschenke für ihre Lieben zu Hause. Manches Lied erklingt bei dem traulichen Zusammensein am Ofen. Unzählige Pakete und Briefe werden abgeschickt, und mindestens ebenso viele treffen mit der Post bei uns ein.

Leichter Schneefall hat eingesetzt, und wir alle hoffen auf ein schönes Weihnachtsfest im Walde draußen.

Gerade noch bevor uns ein Regen die Freude verderben konnte, feiern wir unser stilles, bescheidenes Fest bei einer kleinen verschneiten Tanne mitten im Walde draußen. Ein paar Sterne blinken durchs Geäst, und am Bäumchen flackern Kerzen. Wir aber freuen uns an ihnen, und ihr Licht macht uns glücklich.

Bald wird der wenige Schnee vom Winde weggetragen, und ein kleiner Rest schmilzt schließlich, als regelrechter Regen einsetzt.

Noch spüren wir wenig vom Winter. Im Januar aber setzt grimmige, unerbittliche Kälte ein. Das Thermometer zeigt minus fünfzehn Grad. Wir frieren entsprechend. Ein eisiger Wind pfeift uns um die Ohren und peitscht uns unbarmherzig den Schnee ins Gesicht. Von Tag zu Tag häuft sich der Schnee. Doch wir stehen unverdrossen auf dem Posten. Wohl tun wir diesen Dienst freiwillig, aber kein Mensch könnte uns dazu bewegen, ihn aufzugeben. Wir alle setzen unsren Stolz darein, im Winter erst recht durchzuhalten. Jetzt gilt es; jetzt sollen wir uns be-

währen. In diesen Nächten lernen wir wahrhaftig, was frieren heißt. Bei minus fünfundzwanzig Grad können wir manchmal kaum die Glieder röhren. Auch die Zelteinheiten schützen nicht mehr genügend vor diesem eisigen Wind. Wirwickeln uns förmlich ein und lassen vom Gesicht nur einen kleinen Ausschnitt frei. Eine Wache, während der man so im Schnee herumstapft, hin und her, her und hin, kann zur Ewigkeit werden. Die letzten Minuten schleichen so, daß man es manchmal einfach nicht mehr auszuhalten glaubt. Welche Erlösung, wenn die Zeit um ist und man in die Schutzhütte schlüpfen kann, um sich zu erwärmen! Die Kameradin, die herantritt, hat unterdessen geheizt, was das Zeug hält. Auf dem Ofen schmoren ein paar Äpfel; manchmal liegt auch ein Stück Brot zum Rösten dabei.

Wohlig umfängt uns die Wärme des Kantis, wenn wir mit roten Gesichtern und steifen Gliedern von der Wache zurückkehren. Heißer Tee steht bereit, und eine Kameradin bringt uns die Finken, die sie beim Ofen in die Wärme gestellt hatte. Wohltuend sind solch hilfsbereite Hände. In solchen Momenten sehen wir immer wieder ein, wie sehr wir aufeinander angewiesen sind. Wenn in einer Mannschaft ein guter Kameradschaftsgeist herrscht, so kann die kälteste, härteste Zeit zu einem schönen Erlebnis werden.

Nachts fällt es uns oft schwer, uns aus den warmen Wolldecken zu schälen und in die kalte Finsternis hinaus zu gehen. Der Weg ist oft so verschneit, daß wir uns verirren und riesige Mühe haben, uns in der Dunkelheit wieder zurechtzufinden. Wenn dann noch ein Schneesturm dazukommt, wo wir die eigenen Worte kaum verstehen und wirklich gar nichts sehen, so braucht es einen guten Orientierungssinn, damit wir schließlich doch auf dem Posten anlangen. Bei den Schneeverhältnissen, wie wir sie diesen Winter haben, fahren wir meistens mit den Skiern auf die Wache, denn zu Fuß würden wir

ja bis zu den Knien, wenn nicht gar bis zu den Hüften einsinken.

Auch unsere meisten Besorgungen verrichten wir auf den Brettern. Wenn die Wege gangbar sind, haben wir zu Fuß eineinhalb Stunden ins Dorf hinunter. Bei diesem Schnee aber geht's täglich in einer Schußfahrt ins Tal hinab. Eines trägt die Milchbrente, das andere einen Rucksack auf dem Rücken. So werden Brot und Milch und andere Lebensmittel täglich heraufgetragen. Die Leute im Dorf sind, abgesehen von einer kleinen Ausnahme, sehr nett zu uns und haben immer ein freundliches Wort, wenn wir grüßend an ihnen vorbeikommen.

Unser Kantonnement haben wir in einem alten Bauernhaus, das dem Zerfall nahe ist. Wir wohnen ganz allein darin, und das allein ist schon viel wert; vielleicht wiegt es sogar all die andern Unzulänglichkeiten auf.

Die Waschgelegenheit zum Beispiel ist am steinernen Brunnen draußen, der zeitweise halb zugefroren ist. Eiszapfen hängen vom Trog und von der Röhre herunter, ein schönes Bild, aber wir vertiefen uns nicht in seinen Anblick. So schnell wie möglich beenden wir unsere Toilette, um wieder im Haus zu verschwinden, wo das Frühstück auf uns wartet.

Warm und heimelig ist unser Aufenthaltsraum. Ein grüner Kachelofen steht auf massiven Beinen. An den Fenstern hängen rot und weiß gewürfelte Vorhänge. In den Nischen stehen auf primitiven Holzgestellen handgemalte Teller als Schmuck. Die Küche sieht weniger hübsch aus. Vor allem ist sie sehr primitiv eingerichtet. Fließendes Wasser gibt es nicht. Es muß mit Eimern vom Brunnen hereingeholt werden. Eines Tages, wir waren kaum mit der gründlichen Samstagreinigung fertig geworden, fiel das Kaminrohr auf den Herd hinunter, der Ruß wirbelte nur so umher, und die Küche war schmutziger als zuvor. Man muß hier alles mit zarten Händen anfassen, denn bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung riskiert man, daß irgend etwas herunterfällt oder aus dem Leim geht.

Eine Lawine riß eines Tages mit großem Donner das Kamin vom Dach herunter. Nun steigt der Rauch aus einer Dachluke, und beim geringsten Wind haben wir die größte Mühe, ein Feuer anzufachen. Aus allen Fugen treibt es dann den Rauch heraus, und wir müssen, wohl oder übel, auch bei minus fünfundzwanzig Grad die Fenster sperrangelweit aufreißen, um nicht zu ersticken.

Das alles trägt aber oft zur Heiterkeit bei. Im großen ganzen fühlen wir uns in unserm Hause, das wir so allein bewohnen, doch sehr wohl. Hie und da toben wir uns auch tüchtig aus.

Nach dem Frühstück wird jeweilen das Kantonnement in Ordnung gebracht. Die Strohsäcke werden zurechtgerückt, die Wolldecken geschüttelt und ausgelüftet, sorgfältig gefaltet und ganz nach militärischer Ordnung zurechtgelegt.

Eine Kameradin wird zur Bereitung des Mittagessens in die Küche abkommandiert. Wir andern haben während einer Stunde technischen Dienst. Dazu gehört bei uns vor allem das Zeichnen der Flugzeugtypen. Wir müssen die Silhouetten absolut beherrschen und zu jeder Zeit auswendig zeichnen können. Tägliche Übung ist natürlich dazu erforderlich. Hie und da werden auch Artikel aus dem Dienstreglement behandelt. Auch das Exerzieren wird vor dem Mittagessen erleidigt. Dabei können wir trotz Kälte in Hitze geraten. Recht schwierig ist es, bei diesen Schneeverhältnissen den geeigneten Platz zu finden. Ein ernsthaftes Exerzieren ist manchmal fast unmöglich, wenn die ganze Mannschaft in Achtungstellung steht und dann plötzlich eines durch den vereisten Schnee durchbricht und bis zu den Hüften versinkt.

Nachmittags werden jeweilen die Besorgungen gemacht. In der Freizeit sind wir natürlich bei günstigen Schneeverhältnissen auf den Brettern. Bei ungünstigem Wetter sitzen wir in unserer Stube, lesen, schreiben und plaudern.

An jenen Abenden, da unser Posten eingezogen ist, veranstalten wir jedesmal ein kleines Fest. Da gibt's ein besonderes

Nachtessen, und nachher bleiben wir mit großer Vorliebe bei traurlicher Petroleumbeleuchtung um den großen Tisch sitzen. Manche interessante Diskussion hatten wir an solchen Abenden, aber auch manche vergnügte Stunde. Mit besonderem Wohlbehagen legen wir uns dann auf die Strohsäcke, glücklich darüber, wieder einmal eine Nacht lang schlafen zu können ohne geweckt zu werden, ohne auf die Wache gehen zu müssen.

Gibt es aber in einer solchen Nacht Alarm, so sind wir in kürzester Zeit in den Kleidern und rennen, was uns die Beine tragen, auf den Posten, um uns aktionsbereit zu melden. Dann ist es uns trotz Kälte eine wahre Freude, draußen zu stehen und angespannt in die Nacht hinauszuhorchen. Jeder Nerv ist aufs äußerste angespannt. In diesen Stunden heißt es, mit voller Konzentration bei der Sache zu sein. Flink und sicher werden Geräusche von Flugmotoren festgestellt und gemeldet. Sie werden bis zum letzten Brummen verfolgt. Unsere Gedanken verfolgen sie noch, wenn sie längst verstummt sind.

Um am Gerät zu arbeiten, müssen die Handschuhe ausgezogen werden. Da gibt's kein Frieren, keine Gedanken an Kälte. Da gibt's nur Dienst und Konzentration. Anfangs fiel uns das oft schwer; aber mit der Zeit lernten wir, uns zu beherrschen. Manch eines von uns hatte auch große Mühe, zivilistische Gewohnheiten, die den Dienst verunmöglichten, abzulegen.

Nicht selten vermißten wir diese oder jene Bequemlichkeit und glaubten, sie nicht entbehren zu können. Darüber sind wir heute erstaunt, denn wir eigneten uns soldatisches Denken an. Auch militärisches Benehmen ist uns zur Selbstverständlichkeit geworden. In unserem Innersten aber blieben wir Frauen und wollen es bleiben. Verstehst Du wohl, was das bedeutet?

Aus dem Mitte November in unserem Verlag erscheinenden Buch «Wir vom FHD», herausgegeben von FHD E. Forcart-Respinger.



Heiratslustigen Mäddchen zur Beherzigung

*Zu Pater Severin in Dornach sprach
Ein Mäddchen in der Beidhte: „Adt!
Daß doch ein Mann mir würd' beschert,
Der nicht nach Spiel uud Wein begehrt
Und dem ein eigen Haus gehört!“
„Komm morgen vor die Klostertür!“
Entgegnet tröstend ihr der Pater.*

*Sie fehlte nicht, ihr seht sie hier
Den guten Pater auch, was hat er?
Er zeigt ihr ihren Bräutigam,
Den er im Schneckengarten nahm:
Der nennt ein eigen Häuschen sein
Und ist kein Freund von Spiel
und Wein.*

*Aus einem Stammbud
aus dem letzten Jahrhundert*